



(Nachdruck verboten.)
Des Schlossherrn Vermächtniß.

Roman von Mary Cecil Hay (Martham Howard).

29) Autorisirte Uebersetzung von Eduard von Loewen.

„Jedermann weiß recht gut, daß der Franzose und ich gute Freunde waren,“ entgegnete Oliver; Niemand wird daher annehmen, daß ich ihn aufgerebet hätte. Ebenso ist es aber auch aller Welt bekannt, wie feindselig sich Herr von Monkton und Sourdet gegenüberstanden. Siehst Du das nicht ein? Auf alle Fälle wird die Untersuchung eingeleitet werden; ein Verwandter Monktons hat die Sache bereits zur Anzeige gebracht, und der wird die Geschichte schon in Gang bringen; ich kann ihm ja helfen; warum denn nicht?“

„Du! Dem Philipp Sourdet seinen Tod zu verdanken hat?“ wiederholte Anna. „Ich werde aller Welt die ganze Wahrheit sagen!“

„Darin bin ich Dir schon zuvorgekommen; da ich Sourdet genau gekannt habe, so gilt mein Zeugniß doch wohl etwas mehr, als das Deinige; und wir wollen dem jungen Monkton, wie seinem Advokaten schon eine hübsche Suppe einbrocken, da verlaß Dich drauf! Aber was hast Du?“

„Nichts! Ich muß nur darüber nachdenken, wie ich ihn retten und dann von Dir wegkommen kann!“ — — —

Rose Baring hatte nichts Eiligeres zu thun, als Doris Egerton die häßlichen Verleumdungen, die über Herrn von Monkton im Umlauf gesetzt waren, zu hinterbringen, und lange noch stand das junge Mädchen, nachdem der Besuch sie verlassen, regungslos da und blickte tief in Gedanken versunken nach den kahlen Bäumen des Kingswooder Parkes hinüber. Das junge Mädchen würde gewiß ohne Fräulein Barings vorbereitenden Bericht lange Zeit gebraucht haben, die häßlichen Verleumdungen, welche immer lauter von der Nachbarschaft her an ihr Ohr drangen, zu begreifen; aber in ihrer Unschuld und Reinheit waren ihr dieselben so neu, daß es gewiß nicht zu verwundern war, wenn sie einen tief traurigen Eindruck auf ihr Gemüth hervorbrachten, so daß schließlich ihr Vater ihretwegen ernstlich besorgt wurde.

„Diese Aufführung von Kenneths Drama,“ dachte der Oberst, „beschäftigt sie zu sehr; sie nimmt es womöglich noch ernster, als er selbst, ich wollte, er hätte sich einen anderen Beruf erwählt, und doch möchte ich ihn nicht anders haben, wenn ich ihn so mit Doris zusammen sehe.“

Diese selbst hatte natürlich keine Ahnung von der Besorgniß ihres Vaters; sie würde sich sonst mit aller Kraft mehr beherrscht haben, um ihm das Leben nicht schwer zu machen.

Vierzehn Tage nach dem Baringschen Besuche im Dowerhaufe, der indeß noch immer unerwidert geblieben, reiste Oberst Egerton nach London und brachte bei seiner Rückkehr zu Doris größter Freude Tante Johanne mit, eine Freude, die sich noch vermehrte, als am selben Abend auch Kenneth unerwartet ankam.

Der junge Mann befand sich in der freudigsten Erregung — der Tag, an welchem sein Drama zum ersten Male über die Bretter gehen sollte, war endlich festgesetzt; so hoffnungsfroh er aber auch im Allgemeinen war, gab es doch auch Stunden tiefster Niedergeschlagenheit für ihn, und in solchen Stimmungen war seine Traut ihm die treueste Gefährtin, indem sie ihn heiter und fröhlich aufzumuntern suchte, so daß Kenneth sich oft in die alte, schöne Zeit zurückversetzt wähnte, da sie als Kinder zusammen in dem Garten von Richmond gespielt.

Nachmittags erschien auch Herr Bradford sen., um den ganzen kleinen Familienkreis vollzählig zu machen; sobald jedoch Doris in sein Gesicht gesehen, wußte sie sofort, aus welcher Veranlassung er gekommen.

„Ihr habt natürlich Alles schon gehört,“ pollerte er gleich nach der Begrüßung heraus, „da diese Lügen sogar bis zur Hauptstadt gebrungen sind!“ Da er aber merkte, daß sein Sohn noch nicht orientirt war, machte er seinem Herzen über diesen Gegenstand ausführlich Luft.

„Ja, ich freue mich, daß Sie gekommen sind, und daß wir nun diesen Verleumdern an den Kragen können,“ bemerkte Oberst Egerton.

„Ihr meint doch auch, daß Wakeley der Urheber ist?“ warf Tante Johanne ein.

„Wenn es nur der allein wäre! Aber hauptsächlich steckt Stanley Monkton dahinter, dessen Pfeile noch giftiger sind und weiter zielen.“

„Und welchen Grund könnte sein Vetter haben, ihn zu verdächtigen?“ mischte sich Doris ins Gespräch.

„Nun, der liegt doch klar genug auf der Hand; ist Scot Monkton durch diese Geschichte aus dem Wege geräumt, dann gelangt er in den Besitz von Kingswood. Der Erbe, um dessen willen Jener die schöne Herrschaft aufgegeben, mag dann zum Teufel gehen!“

„Und das Alles jener unglücklichen Papiere halber?“ klagte Fräulein Bradford.

„Papiere hin, Papiere her; schweigt doch um Himmels willen endlich von diesem werthlosen Kram. Nur Narren wie der junge Baring und Schurken wie Stanley Monkton können so etwas behaupten. Doris, willst Du mir einen Gefallen thun?“

„Herzlich gern, Onkel.“

„So geh' nach dem Birkenhofs und sieh zu, daß Du Tante Michal und den kleinen Billy für den Rest des Tages hierher entführst; laß Dir keinen Korb geben, ich habe mit Herrn von Monkton allein zu sprechen und kann dabei die weinerliche, gute Dame und das Kind nicht gebrauchen.“

Allein zu sein war für Doris jetzt ein so seltener Genuß, daß sie unwillkürlich ihre Schritte verlangsamte, nachdem Kenneth, der sie bis zum Lärchengange begleitet, sie verlassen hatte.

Ueber ihr am Himmel stand schon die Mondichel, während sich am fernen Horizonte Wolken aufthürmten, welche aussahen, wie riesige, von Gold umränderte Felsgestalten; über diese hinweg aber blickte man in die endlos weite, blaue Fläche, einem Ozean vergleichbar, dessen von sagenhaften Ufern umgebene Gewässer silberhell im Abendlicht erstrahlten.

„Es ist wie ein Blick in jene höhere Welt,“ flüsterte das junge Mädchen, „jene höhere und bessere Welt, in der wir einander lieben werden und wo kein Leid, kein Mißton, keine Verdächtigungen mehr sein werden.“

Bei den letzten Worten erinnerte sie sich plötzlich ihres Auftrages und beschleunigte ihren Gang, bis sie die Gartentpforte des Birkenhofes erreichte und dort mit Scot zusammentraf. Es gelang ihr, Tante Michal zu überreden, eine wichtige Arbeit — es ward auf dem Birkenhofe heute gebadet — aufzugeben und auch für den Knaben Urlaub zu erhalten. Fräulein von Windisch führte nur noch den Knaben zur Küche, wo Marie ihm seine Stiefel anziehen mußte.

„Ist das nicht Nähergeräusch, gnädiges Fräulein?“ fragte das Mädchen plötzlich, zu ihrer Herrin aufsehend, die ihre Handschuhe zuknöpfte.

„Siehst Du, daß ich Recht hatte; ich habe einen Strohalm gefunden, das bedeutet einen Besuch. Führe ihn nur gleich zu dem Herrn, ich gehe fort.“

„Wenn es aber eine Dame ist?“

„Es ist keine Dame,“ versetzte Fräulein Windisch bestimmt.

„Was willst Du, Willy?“

„Darf ich Riath Adieu sagen?“ bat er und eilte dann auf ihr bejahendes Nicken hinaus auf den Hof, während sie sich in das Wohnzimmer zurück begab.

„Dachte ich es doch,“ sagte sie, als ein Klopfen an der Hausthür vernehmbar wurde; „es wird wohl Porter sein, der Dich abholen will.“

„Ich kann unmöglich heute fort,“ entgegnete Scot, „aber weshalb sollte es gerade der Major sein? Das war nicht sein Pochen, und obwohl er Soldat, würde er doch einen solchen Kanonenschuß nicht abfeuern.“

„Sind Sie bereit und Willy auch?“ fragte Doris nun, beruhigt darüber, daß Scot zu Hause bleiben und Herr Bradford ihn ungestört werde sprechen können.

„Gewiß, er muß nur noch von Scot Abschied nehmen, was allerdings eine ziemlich umständliche —“ die kleine Dame hielt plötzlich inne, da zwei Herren eintraten. Dieses Mal hatte ihr Strohalm nicht richtig prophezeit, denn es waren zwei Besucher.

Beide Herren blickten sie an; sie verbeugte sich förmlich und erstaunt, während Doris am Tische saß und in einem Buche blätterte und Scot sich erhob, um jene nach dem Zweck ihres Kommens zu fragen.

„Herr von Monkton,“ begann der Ältere hastig, „ich bin der Polizeikommissär in Minton, und dies hier ist mein Wachtmeister; vermuthlich wissen Sie, warum wir hier sind? Es ist eine höchst fatale Geschichte; Sie begreifen —“

„Das hat mit unserem Auftrage nichts zu thun, Herr Kommissär,“ bemerkte der Jüngere, „wir müssen unsere Pflicht erfüllen.“

„Und die wäre?“

„Sie zu verhaften!“

„Und aus welchem Grunde?“ fragte der Hausherr erstaunt.

„Weil Sie beschuldigt sind, einen vorsätzlichen Mord begangen zu haben.“

Raum hatte der Mann ausgerebet, als sich Scot zur vollen Höhe erhoben und die Hand ausgestreckt hatte — sein Widersacher lag am Boden.

Das war das Werk eines Augenblicks gewesen, und auch der andere Polizeimann war so überrascht durch diesen unerwarteten Angriff, daß er da stand, ohne seinem Begleiter zu Hilfe zu eilen.

„Schreiten Sie über ihn weg!“ rief Scot. „Kommen Sie, ich bin bereit!“

Mit einem lauten Aufschrei stürzte sich Tante Michal in ihres Neffen Arme: „O Scot, bedenke, Du bist Einer gegen Zwei.“

„Du hast Recht; Einer gegen zwei — Feiglinge!“

„Wenn Sie so auftreten, bin ich gezwungen, zu anderen Mitteln zu greifen,“ versetzte der Kommissär ernst.

„Handschellen vielleicht?“ entgegnete Scot in immer wilderem Tone.

„Wir hatten nicht die Absicht, sie zu gebrauchen,“ entgegnete der Erstere begütigend, aber die Schellen öffnend.

„Selbst Heilige und Märtyrer wurden zu Zeiten gegen ihren Willen gezwungen, zum Nutzen Anderer Selbsthilfe zu gebrauchen,“ fuhr Scot ironisch fort, was für Fräulein von Windisch so schrecklich klang, daß sie von Neuem einen gellen Schrei ausstieß.

„Ich bediente mich derselben lieber nicht, wenn Sie mir Ihr Wort geben wollten, uns zu folgen,“ erklärte der Kommissär, indem er mitleidig auf die kleine, trostlose Dame blickte.

„Legen Sie mir die Schellen nur an; es wäre jammer schade, wenn Sie dieselben vergebens mitgebracht hätten!“

„Wären Sie nicht handgreiflich geworden! Herr Baron, bedenken Sie doch, daß wir hier nur unsere Pflicht thun.“ Während dieser Worte hatte sein Begleiter die Handschellen ergriffen und versuchte, dieselben Scot überzustreifen. Dieser legte auch kaltblütig seine Hände in die Ringe, und fragte darauf: „Sind sie stark genug?“

Im selben Momente flogen sie aber auch schon rasselnd durch die Fensterscheiben hinaus in den Garten, so daß Doris, von Schrecken übermannt, neben Tante Michal auf die Kniee fiel, die regungslos Scot anstarrte.

Ein Blick jedoch auf das schluchzende Mädchen genügte, ihn zu ernüchtern, und er sagte: „Ich bin bereit, was haben Sie für ein Gefährt?“

„Eine Droschke, Herr von Monkton.“

„O, wie angenehm!“ In der Hausthür blieb Scot noch einmal stehen. „Nehmen Sie Ihre Plätze ein, meine Herren,“ sagte er so ruhig, als ob er ihren Auftrag ganz vergessen habe.

Der Kommissär entfernte sich, sein Begleiter rührte sich dagegen nicht von der Stelle, und so blieben Worte, welche Scot auf dem Herzen hatte, unausgesprochen, aber seine Augen begegneten Doris' vielsagendem Blick, einem Blicke des unumstößlichsten Vertrauens.

„Fahren Sie am Dowerhause vorüber?“ fragte sie den Wachtmeister.

„Aberdings führt unser Weg dort vorbei, Fräulein.“

„Wollen Sie dann so freundlich sein und diese Dame bis dahin mitnehmen? Ich war im Begriff, den Weg mit ihr zu Fuß zu machen, sie wird jetzt aber nicht mehr die Kraft dazu haben, und Sie würden mich sehr dadurch zu Dank verpflichten.“

Der erstaunte Polizist sagte bereitwillig zu, und Fräulein Michal, die nicht wußte, wie ihr geschah, ward in den Wagen gehoben und nahm in demselben an Scots Seite Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Argonautinnen.

Von A. von Ende.

New-York, Anfang Oktober.

Ob das zwanzigste Jahrhundert wirklich bestimmt sein sollte, das „amerikanische Jahrhundert“ zu heißen, weiß ich nicht; manchmal scheinen die Anzeichen fast dafür zu sprechen. Aber eins ist gewiß — daß die Amerikanerin des zwanzigsten Jahrhunderts eine Rolle in der Entwicklungsgeschichte des Weibes spielen wird, deren man sie noch vor einem Vierteljahrhundert noch nicht fähig gehalten hätte. Schon jetzt wird zugegeben, daß sie sich Manches gestattet, was nach europäischen Begriffen nicht ganz schicklich ist, ohne den Zauber des „ewig Weiblichen“ einzubüßen und daß sie zwar freier auftritt, dafür aber um so fester steht. Es wird daher keine zu große sittliche Entrüstung hervorgerufen, wenn hier von Frauen die Rede sein soll, die ohne männliche Begleitung die Reise nach dem Klondike gemacht haben, manche aus Spekulation, manche zum Vergnügen. Von welchem Standpunkt aus man es auch ansehen mag, es ist jedenfalls ein Zeichen kraftvoller Gesundheit und sittlichen Selbstvertrauens.

Es war gar nicht lange nach dem Ausbruch des Klondikefiebers, als sich die Wanderlust und vielleicht auch die Goldgier ernstlich der Frauen bemächtigte. Manche leisteten dem Mute der Anzeigen Folge, die sofort zuverlässige weibliche „Hilfe“ für Alaska-Hotels verlangten; Andere zogen ganz geschäftsmäßig aus, um ihr Glück zu machen. In Seattle organisierte sich eine Aktiengesellschaft von unternehmenden Frauen, die in ihrem eigenen Fahrzeug losgingen, in Dawson City einen sogenannten „General Store“ eröffneten, in dem Alles zu haben ist, vom Rehrbesen bis zur Nagelbürste, vom Salatöl bis zur Wagenschmiere und das von ihnen erworbenes Recht, nach Gold zu graben, von gemieteten Arbeitern ausüben ließen. Da aber dieses Recht nicht selten zu Streitigkeiten führt, so folgte diesen Damen eine Rechtsanwältin aus New-York, um ihr Schild auch dort herauszuhängen, wo noch vor Kurzem nur der Indianer seinem harmlosen Tauschhandel oblag. Die „neuen“ Frauen Chicagos aber waren durch die Journalistin und Erfinderin Caroline Westcott Romney vertreten, die sich nach Dawson City begab, um dort eine Zeitung herauszugeben.

Allein es schlossen sich dem Zug nach dem neuen Klondike auch Frauen an, die nicht die Absicht hatten, das goldene Blies zu erbeuten, sondern nur „Goldkörner der Erfahrung“ zu sammeln — kurz, ihre Menschenkenntnis um ein Kapitel zu bereichern, indem sie den Yukon in das Netz ihrer Touristenfahrten zogen. Das unerhörte und gewiß einzig dastehende Unternehmen haben zwei angesehenere Amerikanerinnen fertig gebracht: Mrs. Roswell D. Hitchcock, die Wittwe eines Bundes-Marineoffiziers und Miß Edith van Buren, die Großnichte des Präsidenten van Buren. Wie sich diese beiden Frauen in die Strapazen der Reise und die Rauheit der Umgebung schickten und wie sie von den Männern, mit denen die Verhältnisse sie beständig in Berührung brachten, behandelt wurden, das ist nicht bloß ungemein interessant, sondern kulturgeschichtlich bemerkenswert.

Wie das Reisetagebuch Mrs. Hitchcocks mitteilt, fehlte es nicht an warnenden Stimmen. Auf dem Wege von New-York nach San Francisco wurden sie beständig von Berichterstattern verfolgt, die sie fragten: „Haben Sie wirklich die Absicht, die Bequemlichkeiten und den Luxus, an den Sie gewöhnt sind, aufzugeben, und ein Zeltleben zu führen? . . . Wissen Sie, was es heißt, Berge zu ersteigen, die dem Touristenverkehr nicht eröffnet sind? . . . Sind Sie jemals durch Urwaldstämme gewatet? . . . Sind Sie über Felsenstücke gestolpert? . . . Haben Sie unter rauhen Grubenarbeitern gelebt? . . . Sie haben keine Ahnung, was Ihnen bevorsteht.“ Als sie in Colorado eine Mine besuchten und den Bergleuten von ihrem Plane sprachen, hörten sie einen alten Mann sagen: „Eine Dame, die ihr feines Heim und ihre feinen Freunde und Vergnügen im Stich läßt, um sich Strapazen zu unterwerfen, die für einen starken Mann fast zu hart sind, sollte in ein Irrenhaus gesperrt werden.“

Auf dem Schiffe hingegen, das sie nach Alaska bringen sollte, und wo sie mehrere Frauen trafen, die in Begleitung ihrer Männer dort hin reisen, um sich anzusiedeln, waren die eiden Vergnügungsreisenden der Gegenstand einer naiven Aufmerksamkeit und Galanterie, die sie aufs Höchste amüsierte. Schon ihre Ausstattung genigte, Aufmerksamkeit zu erregen;

bestand doch ihre Begleitung aus zwei bänischen Doggen, einem Papagei, einem Kanarienvogel und einer Taubenschar, und das Riesenzelt, das sie mit sich führten, gab zu den abenteuerlichsten Vermuthungen Anlaß. Sie galten bald als Millionärinnen; nur über den Zweck ihrer Reise konnten sich ihre ungeschlachteten Gefährten nicht ganz einig werden. Aber Millionärinnen oder nicht — als Reisegefährten auf dem Wege nach dem Klondike waren sich Alle gleich, und die beiden Damen mußten sich liebenswürdig daren finden, daß sie fast beständig gesellig in Anspruch genommen wurden. Auch sonst zeigte es sich bald, daß sie sich außerhalb der geheiligten Zirkel traditionell amerikanischer Kultur befanden, denn am Sonntag vereinigten sich die meisten Passagiere, sehr zum Kummer eines östlichen Parr-Chepaars, zu einem gemütlichen Tänzchen und an Gottesdienst war nicht zu denken.

Auf dem Boot, das sie in St. Michaels aufnahm, um sie den Yukon hinauf zu tragen, trafen sie schon mehrere Reisende, die zum zweiten Mal den Weg nach dem neuen Dorado unternahmen, auch Frauen, die dort ihr Häufchen Gold „erwaschen“ hatten. Sie bewunderten besonders den Unternehmungsgeist einer deutschen Frau, die mit einer Tochter und zwei Söhnen nach Dawson ging; innerhalb vierundzwanzig Stunden nach ihrer Landung hatte diese Frau sich einen Antheil an einer Vadeanstalt gesichert, und Schritte gethan, um eine Wäscherei zu betreiben, während ihre Tochter eine Konditorei eröffnen wollte. Daß sie schon auf dem Wege verschiedene Begegnungen hatten, die beweisen, wie klein die Erde trotz ihrer Ausdehnung ist, — Reisebekanntschaften aus Aegypten, sogar eine Pensionsfreundin aus Dresden! — trug nicht wenig dazu bei, sie in ihrer Wander- und Wagemut zu bestärken. Waren sie schon auf dem Wege darin einig, daß die Gerüchte über die Noth und Rücksichtslosigkeit der Bevölkerung dieses neuen Klondike übertrieben waren, so hartete ihrer bei ihrer Ankunft in Dawson eine ungemein erfreuliche Ueberraschung. Als es nämlich an Aufrichtung ihres Zeltes ging, nahm die ganze Nachbarschaft daran Theil. „Wir mögen von rauhen Goldgräbern umgeben sein, aber niemals haben wir Männer getroffen, die sich zuvorkommender und hilfreicher gezeigt hätten, nicht nur gegen Frauen, sondern auch gegen einander“, sagte Mrs. Hitchcock und nimmt keinen Anstand zu behaupten, daß eine gleiche Generosität in keinem anderen Welttheile existire.

Das fünfundsechzig Quadratfuß im Umfang messende Zelt war nur zum Theil mit einem Bretterfußboden versehen worden: der Rest des Raumes verblieb im natürlichen Zustande und bot mit seinem üppigen Pflanzenumwuchs den Eindruck eines Gewächshauses. Dort wurden die Tauben freigelassen, während der Papagei und der Kanarienvogel zur Gemüthlichkeit der „inneren Gemäcker“ beitrugen. Viele der Männer hatten seit Jahren den Anblick solchen Federviehs entbehrt, und waren fast zu Thränen gerührt, als der Papagei zu schwatzen und der Kanarienvogel zu singen begann. Aber es fehlte auch nicht an anderer Musik. Mrs. Hitchcock hatte sich schon an Bord des Schiffes durch ihr Zither- und Mandolinenspiel Freunde erworben; außerdem führten die Damen ein Grapophon mit sich, das manchen der Nachbarn noch völlig neu war. So gestaltete sich die Einweihung ihres Heims zu einer gemütlichen Festlichkeit. Um elf Uhr wurden sie allein gelassen und hatten ihr Zelt zu. „Es schien mir fast unglücklich“, sagt Mrs. Hitchcock, „daß ich, die ich zu Hause darauf bestand, jede Thür zu verschließen und zu verriegeln, und nie schlafen ging, ohne unter das Bett, in den Kleiderschrank und in jeden nur denkbaren Winkel hineinzuleuchten, und nach dem Klondike mit Revolver und Patronen ausgerüstet ausgezogen war, absolut keine Furcht empfinden sollte.“ In einer anderen Stelle wiederholt sie, daß ein zugehakttes Zelt in „Dawson Annex“, wie der Stadttheil hieß, in dem sie es aufgeschlagen hatten, mehr Sicherheit böte und respektirt würde, als verschlossene und verriegelte Thüren in einer Großstadt.

Selbstverständlich erregten die beiden Bewohnerinnen des größten Zeltes in Dawson allgemeine Aufmerksamkeit, und es bedurfte gar nicht der Bemerkungen der „Dawson-Zeitung“, die sie als Zuwachs zur Gesellschaft der Stadt begrüßte, um Gäste herbeizujehen; und es waren wieder nicht wenige darunter, deren Namen ihnen aus dem Ofen bekannt waren. Da war zum Beispiel ein Arzt, der eine gute Praxis daheim aufgegeben hatte, um hier schneller zu Vermögen zu kommen — bekam er doch nicht weniger als siebzehn Dollars für den Besuch! — da waren ferner mehrere ehemalige Studenten von Harvard und Yale, ein Herr von Milingen, der ihnen geschäftlich manchen Dienst leistete und viele Andere. Auch Frauen kamen, um sie

zu besuchen; unter Anderen zwei hübsche Engländerinnen, die den Weg über den Chiloot-Paß gemacht hatten. Eines Tages erschien auch eine Kollegin von Mrs. Hitchcock, eine Mrs. B., die da draußen an der nordwestlichen Grenze der Civilisation schriftsteller. Sie war fast wie eine Indianerin gekleidet, bewegt sich auch des Studiums halber vorwiegend unter den Rothhäuten und erzählte ihnen die abenteuerlichsten Erlebnisse. So war sie unter Anderem einmal an eine Hütte gekommen und wollte dort um ein Mittagessen nachsuchen. Als ihr die Thür geöffnet wurde, erkannte sie das Gesicht eines in den Vereinigten Staaten eifrig gesuchten Justiz-Rücklings. Sie wurde bewirthet, rastete eine Weile und unterhielt sich mit ihrem Wirth. Auf irgend eine Weise mußte sie verrathen haben, daß sie ihn nach dem in den Zeitungen veröffentlichten Bilde erkannt habe, denn plötzlich fragte er sie, ob sie eine Teufelin sei, die einen Glenden der Gerechtigkeit überantworten wollte. Sie erwiderte, wie er darauf käme, ihr zuzutrauen, daß sie einen Menschen, der gestraft genug sei, verrathen würde — und ging friedlich von dannen. Sie versicherte, daß ihr bei ihrem Interesse für ihre Arbeit nie der Gedanke an Gefahren käme.

Auch an Einladungen fehlte es den beiden Reisenden nicht. Das erste Diner ihnen zu Ehren gaben ein paar Herren in ihrer einzimmerigen Hütte. So hatten sie auch Gelegenheit, zu sehen, wie ihre Nachbarn wohnten. In einer Ecke eine riesige Härenhaut und ein Divan; in einer anderen Ecke die Bücherei; in der dritten der Kochofen nebst Zubehör. Die Tafel war ein einfacher Tisch aus Fichtenholz, als Stühle dienten Risten und das Menu war keineswegs barbarisch zu nennen. Daß diese ehemaligen Studenten es selbst zubereiteten, war selbstverständlich, denn daß es in Dawson nicht leicht ist, sich einen Koch zu verschaffen — von Köchinnen gar nicht zu reden — sollten die Damen selber bald genug erfahren. Nach dem Diner gingen sie „in die Stadt“, um das Leben bei Nacht daselbst kennen zu lernen. Von ihren sechs Herren begleitet, traten sie in ein Café, das den prätentiosen Namen „Hoffmann House“ trägt, und merkwürdige Vergleiche mit New-York nahe legt, und hörten, während sie einen Liqueur genossen, einigen Musikern zu, die über ein gar nicht übles Repertoire verfügten. Dann ging es in das Variétés-Theater, dessen Logen, der Landesfittig gemäß, nur durch das Schanzzimmer zu erreichen sind. In einer der benachbarten Logen saßen mehrere der Schauspieler. Eine jugendliche Soubrette, deren Chansons, mit New-Yorker Tingeitangelliedern verglichen, sehr harmlos waren, wurde auf der Bühne mit einem Regen von „nuggets“ (Goldklumpchen) belohnt, die sie sorgfältig auffas und ungenirt in ihrem Strumpf verbar. Eine Kollegin in der benachbarten Loge sagte darauf: „Für ihre Stimme würde sie nie so viel bekommen — 's ist nur, weil die Jungen den „Eric“ gern sehen, wie sie ihren Schatz aufhebt.“ Nach der Vorstellung sahen die Damen noch eine Weile dem Tanzen zu, das bis fünf Uhr dauert und trotz des vielen Trinkens durchaus anständig verläuft. (Schluß folgt.)

Allerlei.

Er trinkt nur Milch. So häufig findet man, namentlich im Inlande, den Glauben vertreten, daß Seeleute besonders geneigt seien, dem Genuß geistiger Getränke zu huldigen und dabei, sagt man, sollen sie nicht die allerleichtesten wählen, sondern vor Allem den steifen Frosch den Vorzug einräumen. Selbstverständlich giebt es auch solche, aber wie wenig diese Anschauung für die Allgemeinheit gültig ist, dürfte die kleine folgende Erzählung beweisen. Auf der kaiserlichen Werft in Kiel war in den 70er Jahren ein alter Bootsmann als wohlbestallter Beamter und Werftbootsmann angestellt. Schön war er nicht, das hatte er bei seiner Stellung auch nicht nötig zu sein, dafür hatte er aber ein dickes rothes Gesicht und in demselben eine etwas kuspfern strahlende Nase. Der Chef der Admiralität inspizierte eines Tages die Werft, wobei die Bestände revidirt und auch die, dieselben verwaltenden Beamten bezüglich ihrer Dienstverrichtungen eingehend geprüft wurden. Auch unser Werftbootsmann mußte heran und den Beweis seiner Tüchtigkeit liefern. Alles verlief gut, sein Hestart war in schönster Ordnung. Pflötzlich sah der hohe Vorgesetzte den alten Bootsmann mit strenger Miene an und sagte in vorwurfsvollem Ton: „Ich habe gehört, daß Sie trinken!“ Schnell gab der Alte im echten Danziger Dialekt die Antwort: „Sawohl Arcellen, aber nur Milk.“

Das Schloß Canossa. In der verflochtenen Woche hätte die Verfeigerung der bei Reggio d'Emilia auf steilem Felsen gelegenen Ruinen des Kastells Canossa, des ehemaligen Canossa, stattfinden sollen. Die italienische Regierung verhinderte dies aber und ließ den

jetigen Besitzern der Ruine, den Erben des Grafen Valdrighi, mittheilen, sie werde die historische Stätte, wo Kaiser Heinrich IV. sich im Jahre 1077 vor dem Papste Gregor VII. demüthigte, indem er drei Tage lang barfuß und in härenem Gewande auf die Gnade des Papstes wartete, selbst erwerben. Die Burg wurde im Jahre 1255 von den Bürgern von Reggio zerstört. Seitdem hat der Zahn der Zeit arg an der Ruine genagt, und nur wenige Räumlichkeiten sind noch erhalten. Nichtsdestoweniger lagen von verschiedenen Seiten, so von archäologischen Vereinen, auch aus Deutschland, Kaufangebote vor.

Eine Schufkaren-Distanzfahrt. Auf der Jagd nach Neuem und Unerhörtem kommen die Leute manchmal auf recht sonderbare Gedanken. So ist ein eigenartiges Unternehmen von zwei jungen Kaufleuten in Frankfurt a. M., den Herren Willi H. und Philipp D., beschlossen worden. Beide wollen nämlich sämtliche 26 deutsche Bundesstaaten durchreisen, indessen nicht mit der Eisenbahn oder einem Zweir-, Dreir- oder einem Motorrade, sondern mit einem Einrade, das heißt mittels einer Schufkare, wobei Einer stets den Anderen zu schieben hat. Am 1. Dezember d. Js. soll die Fahrt losgehen. Berrückt!

Zwei sächsische Dialektlieder. Georg Zimmermann, der bekannte sächsische Dialektdichter, hat ein Bündchen mundartlicher Scherze unter dem Titel: „Von der heeme“ im Selbstverlag erscheinen lassen, dem wir folgende Proben entnehmen:

De letzte Bitte.
 A Reiber, so eener der schlimmsten Art,
 Hun Dod dorchs Fallbeil verurtheilt ward.
 Diesen Lumig, wie's das Gesetz bestimmt,
 Mer Dags vor sein Dod beiseite noch nimmt
 Un fragt'n, wie's eemal so iebliche Sitte,
 „Mei Gudster, ham Se vielleicht noch 'ne Bitte?“
 „Nenne Bitte?“ so fragt der Verbrecher schnell,
 „Nu heer'n Se, die nenn' ich Sie gleich uf der Schtell“,
 „Ich mecht' noch, bevor Sie den Gobb mir entfernen,
 Mit giet'ger Erloobniß chineesisch erlernen.“

Sächsische Heeflichgeet.
 „Hee, heern Se! de Engländer habb' ich in Magen,
 Da fahr' ich Se neulich in Eisenbahnwagen
 Mit so ännen ungeschliffnen Badrone,
 Da legt Sie der Bruder — das Ding is nich ohne —
 So seine langen, altenglischen Beene
 Mer frech uf'n Schooß — hör, war das gemeene! —
 Un schläft Se un schläft wohl fünfärtel Schunden,
 Was sagen Se bloß ze so ännen Gunden?“
 „Na, heeren Se, — ich schbrech' Se in allen Reichelt —
 „Ja, hätt' Se den Menschen doch usgeweck.“
 „Wie gonnt' ich, mei Gudster, mer so was erfrecken?
 Gann ich doch 'gee Wärtschen englisch Se schbrechen.“

Blätchenlese aus den „Nustigen Blättern“.

Bäse Jungen.
 „Unsere Freundin Anna sagt mir, wenn sie ihr Haar auflöst, erreicht es die Erde.“
 „„Ganz richtig, — wenn sie es fallen läßt.““

Uebermaß.

In den Briefen an seine Braut versichert Herr Siebreich so oft und beständig seine Ergebenheit und treue Neigung, daß er schließlich auf das Kouvert statt der Postmarken Versicherungsmarken aufklebt.

Von seinem Standpunkt.

Schmäh: Wieviel Zähne hat der Mensch, Vater?
 Vater (Sohnars): Viel zu wenig.

Ein theurer Gegenstand.

Gerichtsvollzieher: Haben Sie sonst nichts Pfändbares?
 Herr Pumpmeier: Ja, wenn Sie meine Schwiegermutter mitnehmen wollten, die hat drei Goldplomben im Munde.

Schlechte Gesellschaft.

Bankier Meyer: „Was is sie denn vor eine?“
 — „Bapa, meine Braut ist ehlicher Leute Kind.“
 „Hab' ich's nich gleich gesagt! In so 'ne powre Gesellschaft heirathst Du mer nich rein!“

Der Statistiker.

Dame: Wieviele Kinder haben Sie, Herr Professor?
 Professor: Durchschnittlich 3½, thatsächlich 9.

Posthaft.

A.: Der Kerl hat mich bei allen seinen Freunden als Gauner bezeichnet; ob ich mir das gefallen lassen muß?
 B.: Ja, es kommt darauf an, ist der Mann glaubwürdig?

Höflichkeit.

Fräulein: Nicht wahr, Herr Doktor, ich rede da rechten Kohl zusammen?
 Herr: Mit solchen Lippen könnten gnädiges Fräulein höchstens Rosenholz reden!



Landwirthschaftliche Mittheilungen.

Redigirt von Landes-Oekonomierath H. von Mendel-Steinfels zu Halle (Saale).

Die Erdbirne,

Topinambur (Helianthus tuberosus).

Von Oekonomierath Rud. Berich-Domäne Köstritz (Thüringen).

Verhältnismäßig selten erblickt man auf einer Fahrt durch die deutschen Lande die Topinambur oder Erdbirne, trotzdem diese Pflanze wohl der Beachtung werth ist und es verdient, mehr als bisher angebaut zu werden. Von der großen Pflanzenfamilie der Korbblütler haben wir deutschen Landwirthe nur die Cichorie in Anbau genommen und beiden nur ganz geringfügige Theile unserer Ackerfläche zur Verfügung gestellt.

Gleich der Kartoffel, mit der sie äußerlich viel Aehnlichkeit hat, stammt sie aus Süd-Amerika und hat sich den neuen Verhältnissen ganz vorzüglich angepasst. Nach dem 30jährigen Kriege war ihr Anbau in den thüringischen Landen ganz allgemein, und die Knolle diente nicht allein zur thierischen, sondern auch zur menschlichen Ernährung. Später wurde sie durch die Kartoffel mehr verdrängt und erst wieder der Vergessenheit entzogen, als in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Verheerungen der Kartoffelkrankheit so weitgreifend waren, daß man sich nach einer Ersatzpflanze umjah.

Von Wulfen trat kräftig für ihre Verbreitung als Baupflanze in dem armen Sandboden ein und bewirkte, daß sie manchen Freund und Gönner fand, der ihr ein bescheidenes Plätzchen auf seinem Gute einräumte.

Es giebt zwei Arten, die weiße und die rothe Erdbirne; erstere ist ertragreicher und nahrhafter als die letztere. Die Erdbirne gedeiht auf jedem Boden, am schlechtesten auf Sand, am besten auf Lehmboden. Selbst da, wo kein anderes Gewächs mehr fortkommen will, liefert sie noch reichlichen Ertrag, z. B. unter Obstbäumen und auf hängigem Boden.

Die Topinambur ist eine Sonnenblumenart, wie jeder beobachten kann, der ihre Blüthe gesehen hat, die verhältnismäßig selten, aber doch in langen milden Herbstmonaten zum Vorschein kommt. Die Blätter und Knollen sind gegen Frost sehr wenig empfindlich, was bei einem Kinde des Südens sehr auffallend ist und sie uns sehr werthvoll macht.

Der Nährwerth des Krautes, das in frischem, wie trockenem Zustande verwerthet werden kann, ist sehr hoch, und es stehen die stickstoffhaltigen zu den stickstofffreien Nährstoffen in dem Verhältniß von 1:3,5, grünes Kraut hat 2,7 v. H., 0,5 Fett, 12,5 stickstofffreie Nährstoffe. Als Ersatzmittel in futterarmen Jahren schätze ich das Topinamburkraut sehr hoch und verwende es grob geschnitten im Oktober theils rein, theils mit Klee gemengt. Erwägt man, daß der Geldwerth für 100 kg Rothklee mit 0,91 Mk., Esparsette mit 1,04 Mk. und für Topinamburkraut mit 1,37 Mk. im Menzel und v. Lengerkeschen Kalender bewerteth wird, so wird man mir zugeben müssen, daß die Verwendung als Futter wohl gerechtfertigt ist. Auch die Knollen werden meiner Ansicht nach viel zu wenig als Futter geschätzt; sie werden von allen Thieren gern gefressen, sind leicht verdaulich und stehen den Futterkartoffeln im Nährwerth ziemlich gleich.

Die Durchschnittszahlen des Stärkegehaltes für gewöhnliche Futterkartoffeln stellen sich bei mir auf 17 v. H., während die Menge aller Kohlehydrate bei der Topinambur 16 v. H. beträgt. Der Eiweißgehalt ist bei beiden ziemlich gleich, sodas ich wohl nicht fehl gehe, wenn ich die beiden Früchte als Futterstoffe mindestens als gleichwerthig erachte.

Der physiologische Einfluß derselben bei der Verfütterung scheint mir bei der Topinambur indessen viel günstiger zu sein, wie auch schon Herr Schirmer-Neuhaus sie für Pferde und Fohlen als ein unvergleichliches Futter bezeichnet hat.

Aber auch für Jungvieh kann ich sie als ein ebenso zweckmäßiges wie gesundes Beifutter empfehlen. Ueber die Erfolge bei Milchvieh habe ich mir noch kein abschließendes Urtheil gebildet.

Wer wäre wohl Landwirth und sorgte nicht für das Nieder- und Geflügel-Wild, welches ja auch zum lebenden Inventar des Gutes gehört oder mindestens gehören sollte. Eine bessere Hege für Fasanen, Dühner und Gajen können wir uns nicht denken, besonders wenn wir kleine Streifen, Hänge, Ackerispitzen und Waldteile mit Topinambur bepflanzen. Hier findet das Wild stets Schutz vor dem Raubzeug, Nahrung und Deckung für Brut und Hecke. Wenn man beobachtet, wieviel Arbeit und Zeitverlust es erfordert, Spigen und Reifstüden auszupflügen, so wird man mir beipflichten, daß bei den heutigen hohen Lohnverhältnissen jede Arbeit vermieden werden muß, die eine Zeitvergeudung in sich birgt. Wer wie ich kleine Hänge und Stüchden zu bewirthschaften hat, wird ihren Anbau vortheilhaft finden, da derselbe die denkbar geringste Arbeit erfordert und doch eine lohnende Verzinsung gewährt.

Ueber die Kultur selbst brauche ich wohl wenig zu sagen, denn sie ist eigentlich nicht als eine solche zu bezeichnen.

Bekämpfen möchte ich aber die Ansicht, daß der ärmste Boden für sie gut genug wäre. Will man lohnende Erträge auf die Dauer erzielen, so muß man auch die nöthigen Düngstoffe zuführen.

Beim Anlegen des Topinamburstüdes ist je nach den Bodenverhältnissen eine kräftige Düngung mit Viehdung oder mit Thomasmehl, Kalk bezw. Kainit vorzunehmen. Da bei jährlichem Wechsel der Ertrag nicht so bedeutend ist und erst in 2 und 3 Jahren die Erdbirne den vollen Ertrag liefert, so thut man gut, 5—6 Jahre hintereinander die Erdbirne anzubauen.

Mindestens alle drei Jahre muß ein leicht löslicher Düngstoff zugeführt werden, frischer Dünger, sei es Jauche, Kompost, Kainit und Ammonial-Superphosphat oder ähnliche, je nachdem die Bodenbeschaffenheit ist. Auch das Hacken ist in der ersten Zeit der Entwicklung nicht zu versäumen, bis das hochgewachsene Kraut den Boden beschattet. Die Ernte erfolgt ganz nach Bedürfnis; wird kein Futter gebraucht, so lasse ich das Kraut stehen und nehme die Knollen, die während des ganzen Winters bei offenem Wetter herausgenommen werden können. Da sie jeden Kältegrad vertragen, ist es möglich, sie erst im Frühjahr zu ernten. Die Erträge sind sehr schwankend und betragen im Durchschnitt an Stengeln und Blättern 15 dz von 25 a, an Knollen 45 dz. Bei günstigen Witterungs- und Bodenverhältnissen können sie wohl doppelt so hoch werden.

Nach alledem kann ich meinen Herren Berufsgenossen nur ans Herz legen, dem Anbau der Topinambur volle Theilnahme entgegen zu bringen und wenigstens einen Versuch zu wagen. Wenn auch nicht das Heil der Landwirthschaft in dieser Baupflanze zu suchen ist, so ist sie doch im Stande, einen kleinen Vortheil zu gewähren und manche Unannehmlichkeit zu bieten. „Auch Kleinvieh macht Mist“ und „Pfennige machen den Thaler“ sagt das Sprichwort. Wer Gelegenheit hat, die Topinambur anzubauen, und die Mühe sich nicht vertrießen läßt, die der Anfang verursacht, wird von dem Erfolge überrast sein.

Recht sehr soll es mich freuen, wenn diese Ausführung den einen oder anderen zu einem Versuche veranlassen würde, der nach keiner Richtung ein großes Wagniß in sich birgt.

Ueber den Anbau der Topinambur auf der Fürstlichen Domäne Köstritz mache ich nachstehende Angaben. Es wurden angebaut etwa 1 ha, was in einer Pflanzweite von 60:60 cm auf den ha 4—5 dz geschnittenes Saatgut bezw. 6—8 dz ganzes Saatgut erforderte. Die Topinambur nach dem Marqueur gepflanzt im Gleich- oder Dreierband kostete für den ha 20—25 Mk., in Furchen gelegt und zugehackt für den ha 12 Mk. Der Preis des Saatgutes betrug für den Doppelcentner 5 Mk.

Nach dem Aufgang wurden die Pflanzen gehackt, später mit dem Hackpflug bearbeitet; diese Arbeit sollte in den ersten zwei Jahren gut und sorgfältig gemacht werden; die Kosten dafür betragen für 1 ha 7—8 Mk. In späteren Jahren ist die Bearbeitung weniger kostspielig, da die Pflanze durch Beschattung den Boden reiner erhält.

Wegen der Fruchtfolge braucht man nicht so ängstlich zu sein, da außer nach Hackfrüchten die Topinambur überall gut gedeiht. Der Boden sollte aber möglichst in guter Kraft sein, oder es sollte bei abgebauten Böden im frischen Düng die Pflanzung erfolgen, die alsdann einen reichen Ertrag gewährleistet. Der hiesige Boden ist schwerer Thon bezw. sandiger Thonboden und wurde die Topinambur in Lasterloppel mit frischem Düng gebaut.

Doch auch an alten Hängen und auf früheren Schafristen hat die Pflanze lohnenden Ertrag gegeben. Im Jahre 1898 ergab die Topinambur einen Ertrag von 288 dz von 1 ha. Die Ernte erfolgte Ende März, Anfang April, und brachte in das abgeerntete Feld keine Saat wieder gelegt zu werden, da die Pflanze sich durch die kleinsten Knollen im Boden, wie solche bei der Ernte stets zurückbleiben, wieder genügend fortpflanzt.

Abgesehen davon, daß die Topinambur einen gut schmeckenden Salat liefert, finden die Früchte sowohl als Pferde- und Fohlenfutter, wie bei den Schweinen und dem Rindvieh roh und gekocht gute Verwendung und wurden von allen Viehgattungen gern genommen. Die Kosten der Ernte betragen auf 1 ha 54 Mk., also etwa 20 Pfg. für 1 dz, wie bei den Kartoffeln.

Aus diesen Angaben ist zu ersehen, daß der Anbau dieser bisher vernachlässigten Frucht nur angelegentlich zu empfehlen ist.

Zum Schluß will ich noch anführen, daß, wenn man die schwer auszurottende Erdbirne von ihrem bisherigen Standort entfernen will, dies allerdings einige Schwierigkeiten macht. Ich habe zwei ganz sichere Verfahren, sie gründlich auszurotten, das ist die reine Brache, indem durch das wiederholte Pflügen die Pflanzen mehrmals im Wachsen zerstört werden, oder die zeitige Bestellung im Frühjahr mit Wickfuttergemenge, das, grün abgemäht, nachher noch ein 2—3maliges Pflügen bis zur Herbstbestellung vom Juli bis Ende September gestattet. Die Bedenken über die schwere Ausrottbarkeit sind, wie ich weiß, oft der Grund gewesen, daß man die so nützliche Erdbirne nicht in den Betrieb der Feldwirtschaft aufgenommen hat. Diese Bedenken sollte man aber, da das Ausrotten der Erdbirne durch reine Brache leicht zu erreichen ist, in Rücksicht auf die Nützlichkeit und große Ertragsfähigkeit dieser Frucht endlich fallen lassen.

Nachschrift der Redaktion: Diesen interessanten und allgemein beachtenswerthen Ausführungen des Herrn Oekonomierath Zerch, die wir den Mittheilungen der D. L. G. entnommen haben, sei kurz hinzugefügt, daß auf einer schlesischen, dem Fürsten Hagfeldt-Trachenberg gehörigen Domäne mit der Topinambur sowohl als Futterpflanze wie auch als Schutzpflanze für Wildgeflügel, namentlich Fasänen, die selben günstigen Erfahrungen gemacht worden sind. Einen ganz besonderen Vortheil gewähren die Topinamburknollen dadurch, daß sie, wie Herr Oekonomierath Zerch auch anführt, weil winterhart, erst im Frühjahr geerntet zu werden brauchen, ja die Knollen halten sich im Boden besser als im Keller oder in Mieten, weil sie verhältnißmäßig wasserreich, und zwar wasserreicher als die Kartoffeln sind. Sie werden so zu einer Zeit verfügbar, wo die Winterfütterung mit anderen Wurzelkrüchten schon dem Ende zugeht. Obgleich sie, wie schon bemerkt, wässriger sind als die Kartoffeln, scheinen sie nicht so leicht zur Säurebildung geneigt zu sein, und das „Inulin“, welches in den Topinamburknollen das Stärkemehl fast ganz vertritt, scheint auf die Gesundheit der Thiere, namentlich der Pferde, eine günstigere Wirkung auszuüben. Br.

Die Bereitung von Sauerfutter.

Von Prof. Dr. Stuzer in Breslau.

Gewisse im Herbst gewonnene Futtermittel lassen sich schlecht trocknen, und man hat seit fast 100 Jahren Futterstoffe durch Einsäuern vor dem Verderben zu schützen gesucht. Hierzu benutzt man insbesondere Mais, Rübenblätter mit Köpfen, Schnitzel, Grünfutter von Lupinen und dergl. mehr. Das älteste Verfahren besteht darin, daß man Erdgruben mit feckrechten Wänden herstellt und das betreffende Futter in der Grube recht fest einstampft. Dies Verfahren ist unzuverlässig. Aus dem saftigen Futter sichern die löslichen Bestandtheile zum Theil in den Boden und gehen solche somit für die Fütterung verloren; zum Theil fällt Erde zwischen das Futter und verschlechtert dieses. Durchaus nothwendig ist es, daß die Gruben wasserdicht gemauert und cementirt sind und der Cement gut abgeputzt wurde. Sowohl das Austreten von Flüssigkeit, wie auch das etwaige Eintreten von Grundwasser in die Grube muß unbedingt vermieden werden. Zum Mauern nimmt man entweder Bruchsteine oder zwei Schichten Ziegelsteine. Die Tiefe der Grube betrage 2 m, die Breite ebenfalls 2 m, die Länge richtet sich nach der Menge des voraussichtlich einzusäuernenden Futters. Legt man mehrere Gruben nebeneinander an, so kann die Mittelwand gemeinschaftlich benutzt werden. Das Mauern wird $\frac{1}{2}$ m über die Erdoberfläche fortgeführt. Die Gruben läßt man auf dem Hofe oder in der Nähe des Hofes anlegen, damit der Transport des Futters nach den Ställen kein weiter ist.

Die einzusäuernde Futtermasse wird schichtenweise eingetragen und jede Schicht für sich aufs Sorgfältigste festgetreten. Namentlich in den Ecken und an den Wänden muß das Futter recht fest lagern, da hier am ehesten die Gefahr vorliegt, daß Hohlräume entstehen und diese zur Schimmelbildung und zu einem Verderben der Futtermasse Anlaß geben. Das Feststampfen geschieht sowohl mit den Füßen, wie auch mit einem unten flachen Polze. Futterstoffe mit harten Stengeln, wie beispielsweise

Mais, müssen mit der Häckelmaschine in 4 cm lange Stücke geschnitten werden, weil die längeren Stengel sich nicht fest zusammen lagern. Rübenblätter mit Köpfen werden in der Grube mit einem S-förmigen Stampfeisen zerkleinert und dann festgetreten.

In früherer Zeit war es üblich, beim Einfüllen schichtenweise Rapspreu oder Häcksel zwischen die saftigen Futtermittel zu legen. Dies ist nicht zweckmäßig, weil in dem Häcksel und in der Rapspreu Luft enthalten ist und die Luft die Zersetzung der Futtermittel begünstigt. Die Futterstoffe sollen ganz frisch und nicht im abgewelkten Zustande in die Grube gebracht werden. Kann man im Herbst, wegen mangelnder Arbeitskräfte, die Rübenblätter mit Köpfen nicht zugleich einsäuern, so sollte man dies Futter jedenfalls nicht länger als 8 Tage auf dem Felde liegen lassen, weil sonst Fäulnisvorgänge sich einstellen und ein sehr minderwerthiges Sauerfutter erhalten wird. Bei anderen Futterstoffen soll man nicht so lange warten, insbesondere ist dies bei den Rübenschnitzeln unzulässig.

Ist die Grube gefüllt, so legt man Bretter quer über die Grube, so daß diese genau bis zum Grubenrand reichen; die Bretter sollen nicht zu groß sein, damit sie dem allmählich zusammensinkenden Futter folgen können. Es muß darauf geachtet werden, daß kein Hohlraum zwischen den Brettern und dem Futter vorhanden ist. Die Bretter werden dann mit Steinen beschwert. Sind nach einigen Tagen die Bretter gesunken, so nimmt man diese fort, füllt neues Futter nach und beschwert wieder. Endlich ist die Masse so weit zusammengedrückt, daß die Höhe der Bretter mehrere Tage lang fast unverändert bleibt. Nun bedeckt man die obere Schicht des Futters als Schutz gegen Winterfalte, mit fein geschnittenem Häcksel und beschwert, nach dem Zudecken, die Bretter in der Weise mit Steinen, daß auf jedem Quadratmeter eine Last von 5 dz ruht. Nimmt man Ziegelsteine zum Belasten, so sind für jeden

Quadratmeter ungefähr 150 Stück nöthig. Um einen weiteren Schutz gegen die Winterkälte zu gewähren, werden die Steine mit $\frac{1}{2}$ Meter starken Erdschicht bedeckt. In kalten Gegenden bringt man auf die Steine zunächst einen schlechten Wärmeleiter, wie Baumlaub oder Häcksel, und schüttet auf diesen dann die Erde. Sinkt das Futter allmählich mehr zusammen, so entstehen Risse in der Erdbedeckung, diese sind durch weitere Zugaben von Erde zu schließen und die Erde festzustampfen.

Bei der Herstellung des Sauerfutters ist es von größter Wichtigkeit, daß der Zutritt der atmosphärischen Luft auf jede nur mögliche Weise gehindert wird. Nur dann erhält man ein gutes Sauerfutter.

Wurde die Grube in ordnungsmäßiger Weise gefüllt, so beginnt in der Futtermasse alsbald eine durch Bakterien und durch andere kleine Lebewesen veranlaßte Gährung, die mit einer Zerstörung von organischem Material unvermeidlich verbunden ist. Die Gährungs-erreger wollen leben, sie verbrauchen hierzu N. und Nfr. Substanzen und vernichten so durch ihre Lebens-thätigkeit namhafte Mengen von organischen Stoffen, insbesondere von Kohlenhydraten. Der Mangel an atmosphärischem Sauerstoff bedingt es, daß die Zerstörung der organischen Substanz nur theilweise bis zu den Endprodukten der Zersetzung, bis zur Bildung von Kohlensäure fortschreitet, es entstehen halborganische Stoffe, und dies sind die organischen Säuren. Als Hauptprodukt der lauren Gährung soll Milchsäure entstehen, sofern das Verfahren der Einsäuerung in richtiger Weise geschah und die Luft möglichst abgeschlossen blieb. War dies in vollkommener Weise nicht der Fall, so wurde nebenbei eine größere Menge der unangenehm riechenden Buttersäure gebildet, und bei ganz sorgloser Einpackung der Futtermasse in die Gruben tritt der stehende Geruch nach Essigsäure deutlich bemerkbar auf.

Neben diesen Säuren wird aus den organischen Stoffen auch Kohlensäure erzeugt. Die Letztere entweicht aus der Grube, und es ist die Kohlensäure daran schuld, daß die Futtermasse in der Grube allmählich immer mehr zusammensinkt und deren Gewicht sich vermindert. Man bringt mehr Futter in die Grube hinein, als man später wieder herausholt. Bei ordnungsmäßiger Füllung der Grube sollen nach 3-4monatlicher Lagerung des Futters die Verluste an organischem Material nicht größer als 30 Proz. der ursprünglichen Masse sein, durchschnittlich werden sie 20-25 Prozent betragen.

Die Bakterien zerlegen die organischen Stoffe unter Freisetzen von Wärme, die Futtermasse, welche in der Sauergrube sich befindet, hat eine höhere Temperatur wie das umgebende Erdreich und giebt an dieses fortwährend Wärme ab. Nach Verlauf von 2-3 Monaten pflegt ein Ausgleich der Wärme stattgefunden zu haben, die Gährung ist beendet, es wird keine Wärme mehr erzeugt und hat das Futter die gleiche Temperatur wie die daneben befindliche Erde. Jetzt ist das Futter zum Gebrauch fertig. Die Farbe darf nicht zu dunkel sein, der Geruch ein angenehmer, an Sauertraut crinnernder, die unangenehm riechende Buttersäure darf nicht zu stark vorwalten. Soll das Sauerfutter gefüttert werden, so nimmt man das für einen Tag berechnete Quantum auf einmal heraus und sticht das Futter vertical (von oben nach unten) ab, man sorgt dabei für eine glatte Schnittfläche und deckt diese bis zum nächsten Tage mit Stroh zu, weil auch jetzt noch darauf geachtet werden muß, daß das Futter mit Luft möglichst wenig in Berührung kommt.

An der Gährung, die bei der Bereitung von Sauerfutter stattfindet, sind, wie wir schon bemerkten, Bakterien theilhaftig. Diese gebrauchen zur Unterhaltung ihres Lebens und Hervorbringung der Gährungsprodukte vorzugsweise die leicht löslichen und leicht verdaulichen organischen Stoffe. Die schwer löslichen Bestandtheile werden in nur unerheblichem Maße von ihnen zerstört. Wenn auch vorzugsweise Nfr. Stoffe hierbei zerlegt werden, so bleiben die für die thierische Ernährung wichtigsten Nfr. Bestandtheile keineswegs unangegriffen. Aus dem Eiweiß erzeugen sich bei der Säuerung allmählich Amide. Ein anderer Theil des Eiweißes wird vollständig zerlegt. Bringen wir eine abgewogene Menge von Grünfutter in eine Grube und überlassen es dort der Säuerung, so werden wir beim Herausnehmen des Futters nicht nur einen erheblichen Gewichtsverlust finden, sondern es hat auch der Nährwerth und der Wärmerwerth des Futters ganz erheblich abgenommen, weil die am leichtesten verdaulichen Stoffe zerstört sind und eine erhebliche Menge von Wärme durch die Thätigkeit von Bakterien bereits in der

Grube frei wurde und diese somit im thierischen Körper eine Wirkung nicht mehr ausüben kann.

Wegen der großen Verluste, die mit der Herstellung von Sauerfutter verbunden sind, wird man niemals ein Grünfutter zur Einsäuerung bringen, das auf andere Weise ohne besondere Mühe in ein haltbares Trockenfutter sich verwandeln läßt und ist das Einsäuern stets als ein Nothbehelf zu betrachten, wenn man das Futter nicht trocknen kann und Gefahr vorliegt, daß beim längeren Lagern eines Futters an der Luft (beispielsweise bei Schnigeln oder bei Rübenblättern mit Köpfen) ein vollständiges Verderben eintritt.

Das Sauerfutter soll wegen seines verhältnismäßig geringen Nährgehaltes niemals als ausschließliches Futter an irgendwelche landwirtschaftlichen Nutzhire gegeben werden. Milchkühe erhalten nicht mehr als 2,5 kg für 1 dz Lebendgewicht. Der Uebergang zur Fütterung mit Sauerfutter soll ein ganz allmählicher, nicht ein plötzlicher sein und muß unbedingt darauf geachtet werden, daß die Kühe außerdem hinreichende Mengen von Raufutter und proteinreichem Kraftfutter erhalten. Hat man alles dies beachtet, dann wirkt das Sauerfutter vortheilhaft auf die Milchzeugung, es ist im Stande, das fehlende Grünfutter theilweise zu ersetzen. Bisweilen fressen die Kühe das Sauerfutter Anfangs nicht gern. Jedoch scheint weniger der Geschmack, als der eigenthümliche Geruch des Futters in solchen Fällen ihnen unangenehm zu sein. Erfahrungsgemäß gewöhnen sie sich bald an das Sauerfutter.

Jungvieh und tragende Kühe sollen kein Sauerfutter haben, den Schweinen gebe man es nur in ganz geringen Mengen, auch bei Schafen sei man vorsichtig, dagegen können Mastrinder das Sauerfutter ganz gut verwerthen, namentlich solche Thiere, deren Körperzustand bei Aufstellung zur Mast ein schlechter ist. Durch das Sauerfutter wird der Appetit gereizt und die Thiere erhalten bald eine große Freßlust.

Zur Einsäuerung werden im Herbst die Rübenblätter mit Köpfen häufig verwendet. Die Milchkühe erhalten von diesem Sauerfutter nicht mehr als 2,5 kg für 1 dz Lebendgewicht, bei größeren Mengen bekommt die Milch und Butter einen schlechten Geschmack. Findet die Rübenerte bei nassem Wetter statt, so haften an den Blättern oft große Mengen von Erde, welche für das Vieh mindestens nicht vortheilhaft ist. Im Herbst hat man vor dem Einmieten der Blätter keine Zeit, um die Erde zu beseitigen, dagegen empfiehlt es sich, das fertige Sauerfutter vor der Fütterung von der abhängenden Erde zu befreien. Dies geschieht in größeren Betrieben durch maschinelle Einrichtungen, durch rotirende Waschtrommeln, die mit einem Drahtgewebe von 2 mm Maschenweite umgeben sind. Die Trommel taucht zur Hälfte in Wasser ein und wird die Erde bei der drehenden Bewegung abgspült. Dies Verfahren bedingt naturgemäß auch einen Verlust an organischen Nährstoffen. Nach Untersuchungen, welche die deutsche Landwirtschaft veranlaßte, betragen hierbei die Verluste an Nährstoffen ungefähr 25 Proz. der ursprünglichen Menge, aber dennoch glaubt man, daß die bei den Waschverfahren erzielten Vorthelle größer sind, als die dabei entstehenden Verluste, so daß das Waschverfahren empfohlen werden kann, sofern die Ernte die Rübenblätter bei nassem Wetter geschah.

Bezüglich der Bereitung des Sauerfutters aus Rübenschnigeln ist zu bemerken, daß die Schnigeln möglichst frisch und in nicht gefrorenem Zustande eingestampft werden sollen. Kartoffeln werden nur dann eingesäuert, wenn solche zum Verderben neigen und namentlich, wenn sie schwach gefroren sind, so daß auf eine längere Haltbarkeit derselben nicht zu rechnen ist. Sie werden gedämpft und dann fest eingestampft. Das Einstampfen roher Kartoffeln ist nicht zu empfehlen. Das Sauerfutter von Kartoffeln wird in Gemenge mit Magermilch von den Schweinen am besten verwerthet. Die Kühe sollen nur geringe Mengen davon haben.

Der Grünmais wird eingesäuert, sobald der Nachtfrost der weiteren Entwicklung dieser Pflanze ein Hinderniß entgegen gestellt hat. Der Sauermais wird von den Thieren gern gefressen und wirkt dieser auf die Menge der Milch vortheilhaft ein. Nur muß man mit dem zu gebenden Quantum vorsichtig sein, weil der Sauermais gar zu leicht den Geschmack der Milch ungünstig beeinflusst. Aus diesem Grunde gehört der Sauermais zu den minderwerthigen Futtermitteln für Kühe und sollte man, soweit als irgend möglich, den Futtermais

Sau zu
die wort
ten,
gen die
as,
zur Die
ich
erb-
men der
nicht
acht
und
nie-
ent-
gen,
der
ange
Er-
bor-
wie
erit
kten
sie
die
wo
ende
die
eigt
llen
heit
ung
ücke
zu-
der
ann
ten-
mittel
und
ung
rich
acht
eita-
f) auf
cin-
wird.
ins-
die
die
zucht
dem
inen
so
wert
daß
bert
als
und
mit
ubt.
eben

vor dem Eintritt der ersten Nachtfrostgrün füttern. Auch ist zu bemerken, daß bei der Verarbeitung von Sauermais die Haltbarkeit der Butter keine gute ist.

Man benützt hieweil auch das Grünfütter von Lupinen, wenn diese in voller Blüthe stehen, zur Bereitung von Sauerfütter. Im Allgemeinen ist dies wirtschaftlich nicht richtig, weil ein größerer Nutzen erzielt wird, wenn man die Lupinen bis zur Samenreife auf dem Felde läßt. Indeß können Fälle eintreten, unter denen die Herstellung von Lupinenfütter rathsam ist. In Milchfische kann man von dem Lupinenfütter 3 kg auf je 1 dz Lebendgewicht geben, die Kühe bleiben, nach den bisherigen Beobachtungen, danach gesund und ist der Milch-

ertrag ein zufriedenstellender. Die Milch hat keinen Beigeschmack, die Haltbarkeit der Butter ist gut. Für Schafe ist das Lupinenfütter nicht zuträglich und für andere Thiere kommt es nicht in Betracht.

Eingefäuerte Apfelweinstreter haben kaum einen Nährwerth, sie wirken jedoch appetitregend, gewissermaßen wie ein Gewürz. Größere Mengen können der Milch einen unangenehmen Beigeschmack geben.

Weiteres über zweckmäßige Futterbereitung ist in meinem soeben erschienenen „Leitfaden der Fütterungslehre“ enthalten, welchem auch diese Darstellung entnommen ist.

*) Verlag von Hugo Voigt in Leipzig. Preis 2 Mk., geb. 2,50.

Kleinere Mittheilungen.

Ueber die Schädlichkeit von Karbolium für Fische.
Vor einigen Wochen wurde an die Biologische Station des Deutschen Fischerei-Vereins zur Untersuchung von Fischkrankheiten in München die Frage gerichtet, ob Karbolium, das ja zur Imprägnirung von Holzwerk eine sehr ausgedehnte Verwendung findet, in Fischteichen, Fischbältern, Brutapparaten u. den Fischen schädlich werden könne. Da sich diese Frage den Praktikern häufig darbietet, soll hier nach der Allgemeinen Fischerei-Zeitung über die Versuche berichtet werden, die zu ihrer Entscheidung in der genannten Station angestellt wurden, um so mehr, als das Resultat wohl ein überraschendes genannt werden kann.

Es erwies sich nämlich, daß Karbolium in sehr hohem Grade schädlich wirkt. Wenige Tropfen der Flüssigkeit, in ein Bassin mit ca. 20 Liter Wasser gethan, beunruhigten die Fische schon nach einigen Minuten. Sie wurden unruhig, suchten aus dem Wasser zu springen, bekamen sonnenstoische Zuckungen und gingen nach kurzer Zeit ein, wenn sie nicht rechtzeitig ins reiche Wasser übergeführt wurden. Gesah das, so erholten sie sich freilich bald vollständig. Die Symptome stimmen somit genau überein mit denjenigen, welche bei Karbolvergiftung eintreten. Wir haben auch im Karbolium ein Nervengift für Fische vor uns, wahrscheinlich das gleiche wie im Karbol. Auch hier zeigt sich, daß die verschiedenen Fischarten sehr verschieden stark darauf reagieren. Die lebhafteren Salmoniden beginnen rasch intensiv zu leiden, die phlegmatischen Karpfen und Schleien zeigen die Symptome schwächer, auch treten sie später ein. Die Section der verendeten Fische zeigt auch hier, wie das bei der Natur der Krankheit zu erwarten ist, keinerlei wahrnehmbare Veränderungen.

Der Versuch wurde nun in Anpassung an die Verhältnisse in der Praxis in der Art wiederholt, daß man ein frisch mit Karboliumanstrich versehenes Brettchen von ca. 10x25 cm Oberfläche in einem Bassin mit 20 Liter Wasser schwimmen ließ. Die Wirkung war eine noch auffälligere, vermutlich weil die löslichen und den Fischen schädlichen Substanzen, wenn sie so fein und in großer Fläche ausgebreitet vertheilt sind, noch schneller in das Wasser übergehen.

Aber auch alter, völlig eingetrockneter Karboliumanstrich behält seine Wirkung bei, wenn auch freilich in geringerem Grade. Es wurde ein dritter Versuch in der Weise angestellt, daß man ein Brettchen von ca. 10x25 cm Oberfläche, welches mehrere Tage in der Sonne gelegen hatte und nur noch eine schwache Spur von Geruch wahrnehmen ließ, in dasselbe Bassin legte. Es zeigten die Fische, wenn auch erst nach längerer Zeit, die gleichen, vorher beschriebenen Symptome.

Es geht daraus hervor, daß man es thunlichst vermeiden sollte, mit Karbolium imprägnirtes Holz in Fischwässern zu verwenden. Selbstverständlich kommt es auch hier auf den Grad der Verdünnung an. Die Schädlichkeitsgrenze wird analog mit der Karbolwirkung für Salmoniden bei einer Verdünnung von 1 : ca. 150 000 zu suchen sein. Sie läßt sich beim Karbolium nicht so einfach ermitteln, weil man nicht weiß, wie viel davon im Wasser überhaupt löslich ist. Ein paar Pfähle oder Bretter werden daher in einem schnell strömenden Bach keinen Schaden anrichten. Bedenklicher ist dagegen die Verwendung in einem Teich mit geringem Zufluß. Wenn auch das Gift in so geringer Menge vorhanden ist, daß eine tödtliche Wirkung ausgeschlossen bleibt, so werden die Fische doch mehr oder weniger intensives Unbehagen empfinden und auswandern, wenn ihnen das möglich ist.

Durchaus zu verwerfen wäre aber ein Karboliumanstrich für Fischbehälter und Brutapparate und Nebenlöcher. Hier würde der Tod der Fische unter allen Umständen die naturgemäße Folge sein.

Der Begriff „Arbeiter“ nach einer Entscheidung des Ober-Verwaltungsgerichts. Der Landwirth Sch. hatte einen Unfall erlitten, als er es unentgeltlich übernommen hatte, für einen Dorfsensojen einen von diesen erworbenen Eichenstamm in dem der Gemeinde Otmuth gehörenden Walde behufs der Abfuhr zu verladen. Die Rheinische landwirthschaftliche Berufsgenossenschaft, die statutarisch der Versicherungspflicht auch die Unternehmer mit einem Jahresoberdient bis zu 2000 Mk. unterstellt hat, gestand dem Verletzten die Vergütung für die Heilbehandlung von der 14. Woche vom Unfall

an und eine Rente zu, ohne daß klar zum Ausdruck gelangte, ob nach ihrer Annahme Sch. als „Arbeiter“ verunglückt sei oder nicht. Die Gemeinde Otmuth lehnte es aber ab, die für die 13 Wochen nach dem Unfall entstandenen Kosten für ärztliche Behandlung und Arznei zu erstatten, wozu sie nur verpflichtet war, wenn Sch. bei dem Verladen des Eichenstammes als „Arbeiter“ thätig gewesen ist. Sch. erhob darauf Klage. Der Bezirks-Ausschuß wies in der Berufungsinanz ab. Er stellte fest, daß Kläger als Besitzer eines über 6 ha großen Grundstücks zu den beitaetheilten Einwohnern des Ortes gehöre und nur aus nachbarlicher Freundschaft sich zu jener Thätigkeit bereit erklärt habe. Die Entscheidung des Bezirks-Ausschusses wurde auf die Revision des Klägers von dem dritten Senat des Ober-Verwaltungsgerichts bestätigt. Er verwarf darauf, wie für die Unfallversicherung die Lohnzahlung, allerdings nicht ebenso, wie es für die Krankenversicherung der Fall ist, eine unbedingte Voraussetzung bildet. Im Uebrigen sind die Bedingungen, unter denen eine versicherungspflichtige Beschäftigung als Arbeiter anzunehmen ist, in den Gesetzen über die Unfallversicherung nicht näher bestimmt. Deshalb ist darauf zurückzugehen, worin im Sinne des gemeinen Sprachgebrauches das Merkmal eines Arbeiters besteht. Dieses kann nicht bereits in einer Thätigkeit wie sie Arbeiter zu leisten pflegen, sondern nur darin gefunden werden, daß Derjenige, der eine solche Thätigkeit für einen Dritten übernimmt, sich für deren Dauer diesem gegenüber zu einem gewissen Grade seiner Selbständigkeit bezieht. Ob dies zutrifft, ist in Ermangelung einer zweifelsfreien Abrede über die Begründung des Arbeitsverhältnisses nach den genannten tatsächlichen Umständen des Einzelfalles und insbesondere unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse beider Theile zu bestimmen.

Anzeigen.



Zum Bespritzen der Obstbäume, Heben, Kartoffeln etc. empfehle ich meine neue patentamtlich geschützte

Universal-spritze.

Dieselbe eignet sich durch die auswechselbaren Mundstücke auch als Garten- und Feuerispritze. Prospekte portofrei. **Gustav Drescher Halle a. S., inf. Petlißherstr.**

Gut

mit 100 Morg. Feld u. Wiesen und 20 Morg. Wald, Fischerei, schönem Bohnhaus mit Obstgarten, in wohlhab., schön u. gesund. Orte geleg., Bahn in nächster Nähe, gute Leute. u. Abfahrvhältnisse, ist verkäuflich. **Alb. Brückner, Rudolstadt.**

Nach Italien wird tüchtiger, mit der Kultur der Zuckerrüben durchaus vertrauter Fachmann als

Verwalter

gesucht. Offert. unt. K. W. 2969 an **Rudolf Mosse, Köln** erbeten.

Bisher über 75 000 St. versendet!
Taus. Nachbestell. von Gutsverwaltung, landw. Vereinen etc. beweisen, dass uns. Fabrikate sich in allen Kreisen allgem. Beliebtheit erfreuen, da wir nur reelles, ladeloses, dauerhaftes Fabrikat liefern. Wir empfehlen uns. Garantie der Zurücknahme, falls nicht vollkommen entsprechen sollten, uns. berühmten, sog.



Militär.

Pferde-Decken

dick, weich, warm wie Pelz, in dunkelbraun: in dunkelgrau: Größe 150:180 cm | Größe 140:190 cm Pferd vollständig bedeckend, mit breiter Bordüre und ringsum benäht, nur **Mk. 4.25 pro Stück.**

Engl. Sport-Doppeldecken goldgelb oder erbsgelb, extra gross, 160:205 cm, mit herrlicher Bordüre ringsum benäht, pro Stück nur **M. 6.25.**

Kl. Posten „Wollach's“ in Original Naturfarbe, dunkelgrau, mit Pracht-Bordüre, extra schwer und besondere Größe, 180:205 cm, unverwundlich, jedoch nur so lange der Vorrath reicht, pro Stück **Mk. 8.50.**

Versandt gegen Nachnahme. **H. L. E. Schubert**

Wolldecken-Fabrikate Dresden-A., Circusstrasse 24.

Druck und Verlag von **Otto Ziehe** in Halle (Saale), Leipzigerstraße 87.